

## Museum und Migration

Konzepte - Kontexte - Kontroversen

Bearbeitet von  
Regina Wonisch, Thomas Hübel

1. Auflage 2012. Taschenbuch. 232 S. Paperback

ISBN 978 3 8376 1801 3

Format (B x L): 14,8 x 22,5 cm

Gewicht: 366 g

[Weitere Fachgebiete > Kunst, Architektur, Design > Kunstwissenschaft Allgemein > Kunstsammlung, Museen, Ausstellungen](#)

schnell und portofrei erhältlich bei

The logo for beck-shop.de features the text 'beck-shop.de' in a bold, red, sans-serif font. Above the 'i' in 'shop' are three red dots of increasing size. Below the main text, 'DIE FACHBUCHHANDLUNG' is written in a smaller, red, all-caps, sans-serif font.

**beck-shop.de**  
DIE FACHBUCHHANDLUNG

Die Online-Fachbuchhandlung [beck-shop.de](http://beck-shop.de) ist spezialisiert auf Fachbücher, insbesondere Recht, Steuern und Wirtschaft. Im Sortiment finden Sie alle Medien (Bücher, Zeitschriften, CDs, eBooks, etc.) aller Verlage. Ergänzt wird das Programm durch Services wie Neuerscheinungsdienst oder Zusammenstellungen von Büchern zu Sonderpreisen. Der Shop führt mehr als 8 Millionen Produkte.

**Aus:**

REGINA WONISCH, THOMAS HÜBEL (Hg.)

## **Museum und Migration**

Konzepte – Kontexte – Kontroversen

September 2012, 232 Seiten, kart., zahlr. Abb., 27,80 €, ISBN 978-3-8376-1801-3

Das Thema »Migration« findet zunehmend Eingang in Ausstellungen und Museen: Vielerorts werden Sonderausstellungen gestaltet oder Sammlungsbestände unter dem Aspekt Migration neu untersucht. Mit dem Migrationsmuseum hat sich zudem ein neuer Museumstyp etabliert.

Dieser Band leistet einen Beitrag zur differenzierten Auseinandersetzung mit unterschiedlichen Visualisierungspraktiken in Migrationsausstellungen und -museen. Er versammelt Analysen von Ausstellungen in Deutschland, Frankreich, Österreich und im angloamerikanischen Raum, die zeigen, auf welche Weise die Repräsentationsformen von Migration von den jeweiligen gesellschaftspolitischen Rahmenbedingungen und nationalen Geschichtsnarrativen bestimmt werden.

**Regina Wonisch** (Mag. phil.) ist Mitarbeiterin am Institut für Wissenschaftskommunikation und Hochschulforschung an der Alpen-Adria-Universität Klagenfurt.

**Thomas Hübel** (Dr. phil.) ist Generalsekretär des Instituts für Wissenschaft und Kunst in Wien.

Weitere Informationen und Bestellung unter:

[www.transcript-verlag.de/ts1801/ts1801.php](http://www.transcript-verlag.de/ts1801/ts1801.php)

# Inhalt

---

## **Vorwort**

Regina Wonisch, Thomas Hübel | 7

## **Museum und Migration.**

### **Einleitung**

Regina Wonisch | 9

### **Migrationsgeschichte und die nationalstaatliche Perspektive in Archiven und Museen**

Aytaç Eryılmaz | 33

### **»Meine Stadt – meine Geschichte«.**

#### **Ein Werkstattbericht zur Sammlung städtischer**

#### **Migrationsgeschichte**

Anja Dauschek | 49

### **Perspektiven der Migrationsgeschichte in deutschen Ausstellungen und Museen**

Dietmar Osses | 69

### **Die Ausstellung *Gastarbeiteri – 40 Jahre Arbeitsmigration.***

#### **Migrationsgeschichte aus NGO-Perspektive**

Cornelia Kogoj, Gamze Ongan | 89

### **Migrationsgeschichte ausgestellt.**

#### **Migration ins kollektive österreichische Gedächtnis schreiben**

Christiane Hintermann | 115

### **Integration und Community Building in Einwanderungsmuseen und -ausstellungen.**

#### **Präsentationen, Praktiken und Handlungsmacht**

Robin Ostow | 139

### **Von Mythen, Masken und Migranten.**

#### **Acht Ansichten aus Ellis Island**

Joachim Baur | 167

**Die *Cité nationale de l'histoire de l'immigration* und die  
›Immigranten‹ im Kontext der Kolonialgeschichte.  
Interaktionen und politische Interventionen**

Andrea Meza Torres | 193

**Abbildungsnachweise** | 223

**Autorinnen und Autoren** | 225

# Vorwort

---

REGINA WONISCH, THOMAS HÜBEL

Die Debatten über ›Gastarbeiter‹, Ausländer und Zuwanderer, über kulturelle Unterschiede und die Schwierigkeiten der Integration haben in den letzten Jahrzehnten die öffentliche Diskussion in Deutschland, der Schweiz und Österreich in besonderem Ausmaß geprägt. Dabei hatten allerdings diejenigen, die das Objekt dieser Debatten waren – die Migrantinnen und Migranten – allzu lange kaum eine Chance, selbst das Wort zu ergreifen. In zunehmendem Maße ist es ihnen aber gelungen, ihrer Stimme Gehör zu verschaffen. Sie forderten politische Gleichberechtigung, Chancengleichheit und kulturelle Repräsentation ein. Dabei ging und geht es nicht nur darum, in den ihnen zugewiesenen gesellschaftlichen Nischen oder in Minderheitenmedien präsent zu sein, sondern in allen gesellschaftlichen Bereichen.

Dazu gehört auch der Kulturbereich und damit auch das Museums- und Ausstellungswesen. Dieser Sammelband stellt mit den von *DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum über die Migration in Deutschland e.V.* aus Köln und der *Initiative Minderheiten* aus Wien zum Thema (Arbeits-)Migration gestalteten Ausstellungen zwei solche von Migrantinnen und Migranten ausgehende Initiativen vor. Parallel zu den Aktivitäten dieser oft unter finanziell schwierigen Bedingungen arbeitenden Pioniere zeichnet sich ein Wandel in den Institutionen der Mehrheitsgesellschaft ab, was sich etwa am Memorandum *Museum – Migration – Kultur – Integration* ablesen lässt, das 2009 im Rahmen eines Werkstattgesprächs des *Deutschen Museumsbundes* formuliert wurde. Dieses Memorandum zielt darauf ab, die Sammlungspolitik von Museen, die Gestaltung von Ausstellungen, die Auswahl von Mitarbeitern, die Zusammensetzung von Gremien und die Bestimmung des Zielpublikums stärker an der Realität eines Einwanderungslandes auszurichten. Damit begreift das Memorandum den Integrationsbegriff, den es im Titel führt, nicht als implizite Forderung nach individueller An-

passungsleistung der Migranten, sondern als Herausforderung für die Aufnahmegesellschaft, sich auf eine zunehmend heterogene Bevölkerung einzustellen. Neben den migrantischen Aktivisten, ihren Organisationen und Communities sowie den Museen und ihren Experten kommt als dritter wichtiger Akteur auch noch die Politik mit ihren Zielsetzungen in den Bereichen Migration, Integration und Diversität ins Spiel und bestimmt durch die Festlegung von Rahmenbedingungen, in welcher Weise das Thema Migration in Museen und Ausstellungen behandelt wird.

Dieser Sammelband zeichnet in exemplarischen Fallanalysen das Zusammenspiel dieser Akteursgruppen nach und untersucht, wie die jeweilige historische und gesellschaftspolitische Entwicklung eines Landes, sich auf das Selbstverständnis von Museen und die den Ausstellungen zugrundeliegenden Erzählmuster auswirkt. Die Fallanalysen zeigen auch, wie die Thematisierung der Migration in Museen immer wieder Gefahr laufen kann, neue Ausschlüsse zu produzieren und über *othering* oder auch Selbstethnisierung die Wahrnehmung von Differenzen zu verfestigen.

Ein Teil der hier publizierten Texte geht auf die Tagung »Museum und Migration« (18.-20. November 2010) zurück, die das Forschungszentrum für historische Minderheiten (FZHM) und das Institut für Wissenschaft und Kunst (IWK) konzipiert und gemeinsam mit dem *Österreichischen Museum für Volkskunde* in dessen Räumlichkeiten im Wiener Palais Schönborn durchgeführt hat.

# Museum und Migration

## Einleitung

---

REGINA WONISCH

Das Thema Migration hat in den letzten Jahren in zunehmendem Maß Eingang in Museen und Ausstellungen gefunden. Dafür gibt es viele Gründe wie die weltweit ansteigenden Migrationsbewegungen, der in den 1980er Jahren einsetzende Globalisierungsdiskurs und die Anerkennung der – angesichts der demographischen Entwicklungen in vielen Staaten nicht länger zu leugnenden – Tatsache, in einem Einwanderungsland zu leben.<sup>1</sup> Insbesondere in den städtischen Ballungsräumen kam man nicht umhin, Migration jenseits von Bereicherung oder Bedrohung als zentrales Moment gesellschaftlicher Entwicklung zu betrachten. Und nicht zuletzt haben Zuwanderer begonnen, ihre Migrationsgeschichte zu dokumentieren und deren Repräsentation im Rahmen von Museen einzufordern.

Vor diesem Hintergrund begann sich auf internationaler Ebene ein neuer Museumstypus zu etablieren, das Migrationsmuseum.<sup>2</sup> Zudem wurden insbesondere in Deutschland vielerorts Ausstellungen zum Thema Migration gestaltet (vgl. den Beitrag von Dietmar Osses). In diesen Museen und Ausstellungen spiegelt sich das breite Spektrum von Migrationsbewegungen wider: Es kann um Einwanderung oder Auswanderung, um Flucht oder Vertreibung gehen. Die Grenzen sind allerdings fließend, denn wo hört Mobilität auf und wo fängt Existenzbedrohung an?

---

1 Diese Einsicht fand ihren gesetzlichen Ausdruck etwa in dem 2005 in der Bundesrepublik Deutschland in Kraft getretenen Zuwanderungsgesetz.

2 Einen Überblick über die vielfältigen Initiativen bietet die Website: <http://www.migrationmuseums.org>

Dass der Stellenwert, den das Thema Migration im Museumsbereich einnimmt, nicht zuletzt davon bestimmt wird, inwieweit sich eine Gesellschaft als Einwanderungsland definiert, zeigt der Vergleich mit den USA, Kanada und Australien, wo die nationalen Erzählungen auf einem Einwanderungsmythos beruhen.<sup>3</sup> Es verwundert daher nicht, dass Migrationsmuseen, wie das *Anacostia Community Museum* in Washington oder das *Ellis Island Immigration Museum* und das *Lower East Side Tenement Museum* in New York, bereits auf eine langjährige Tradition zurückblicken und in weiten Teilen der Bevölkerung auf positive Resonanz stoßen. Das Bild der »Einheit in der Vielfalt« überdeckt allerdings leicht die Hierarchien innerhalb der Immigrantengruppen und die Frage nach der indigenen Bevölkerung (vgl. die Beiträge von Joachim Baur und Robin Ostow).

Mit Blick auf Deutschland ließ sich der Eindruck gewinnen, dass Auswanderermuseen auf deutlich höhere Akzeptanz stoßen als Einwanderermuseen. Während sich die Auswanderermuseen in Bremerhaven<sup>4</sup> und Hamburg<sup>5</sup> großer Beliebtheit erfreuen, wurde das insbesondere von *DOMiD – Dokumentationszentrum und Museum für die Migration in Deutschland e.V.* angestrebte Migrationsmuseum bislang nicht umgesetzt (vgl. den Beitrag von Aytaç Eryılmaz). Auffällig ist in diesem Zusammenhang auch, dass die Diskussion um ein Migrationsmuseum erst spät einsetzte und auch bald wieder abflaute, während die Zahl an temporären Ausstellungen zum Thema Migration ständig zunimmt.

In Paris bemühte sich eine Historikergruppe jahrelang vergeblich um die Institutionalisierung von Migrationsgeschichte. Schließlich wurde unter Staatspräsident Jacques Chirac der Auftrag zur Errichtung der *Cité nationale de l'histoire de l'immigration* erteilt.<sup>6</sup> Ironie der Geschichte ist, dass das Museum im Palais de la Porte Dorée untergebracht ist – einem Gebäude, das für die Pariser Kolonialausstellung 1931 erbaut und entsprechend ausgestaltet wurde, die französische Kolonialgeschichte in der Dauerausstellung aber weitgehend ausgeblendet

- 
- 3 Vgl. Joachim Baur: Die Musealisierung der Migration. Einwanderungsmuseen und die Inszenierung der multikulturellen Nation, Bielefeld: transcript 2009.
  - 4 Vgl. Joachim Baur: »Ein Migrationsmuseum der anderen Art. Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven«, in: WerkstattGeschichte 42 (2006), S. 97-103.
  - 5 Das Auswanderermuseum BallinStadt wurde 2007 in Hamburg/Veddel eröffnet. Es widmet sich jenen Menschen, die zwischen 1850 und 1939 von Hamburg nach Amerika aufbrachen.
  - 6 Gottfried Korff: »Fragen zur Migrationsmusealisierung. Versuch einer Einleitung«, in: Henrike Hampe (Hg.), Migration und Museum. Neue Ansätze in der Museumspraxis (= Europäische Ethnologie, Band 5), Münster: LIT Verlag 2005, S. 5-16, hier S. 12.



bleibt<sup>7</sup> (vgl. den Beitrag von Andrea Meza Torres). Dass die Geschichte der Einwanderung trotz des repräsentativen Museums nicht als Teil des nationalen Gedächtnisses begriffen wird, zeigte sich nicht zuletzt daran, dass weder Staatspräsident Nicolas Sarkozy noch Brice Hortefeux, der Minister für Immigration und nationale Identität, an der Eröffnung im Jahre 2007 teilnahmen.<sup>8</sup>

In Österreich gab es bislang noch keine Debatte um ein Migrationsmuseum, wobei allerdings anzumerken ist, dass es hierzulande auch kein nationales Geschichtsmuseum gibt.<sup>9</sup>

## FOKUS IMMIGRATION

Da derzeit das Thema Immigration am konfliktträchtigsten erscheint, wurde der Fokus dieses Sammelbandes auf museale Repräsentationsformen von Einwanderungsprozessen gelegt.<sup>10</sup>

Doch selbst bei der Einschränkung auf das Thema Einwanderung stellt sich die Frage nach der zeitlichen und thematischen Eingrenzung. Ist in den aktuellen öffentlichen Debatten in Österreich von Migration die Rede, geht es zumeist um die Arbeitsmigration, die seit den 1960er Jahren mit den Anwerbeabkommen mit Jugoslawien und der Türkei einsetzte. Dass in den meisten Migrationsausstellungen die erste Generation der ›Gastarbeiter‹ im Zentrum steht, liegt nicht zuletzt daran, dass man hier an konkrete Erfahrungen anknüpfen kann.

Allerdings wird gerade bei der Arbeitsmigration deutlich, wie sehr die Bilder von Immigranten durch Vorannahmen bestimmt sind. Denn manche Menschen

---

7 Die erste Sonderausstellung des Museums mit dem Titel *1931. Les étrangers au temps de l'Exposition coloniale* (2008) behandelte die Einwanderungswelle zur Zeit der Kolonialausstellung von 1931, aber danach wurde das Thema nicht mehr aufgegriffen.

8 [http://www.migration-info.de/mub\\_artikel.php?Id=070801](http://www.migration-info.de/mub_artikel.php?Id=070801)

9 Vgl. Dirk Rupnow: »Nation ohne Museum? Diskussionen, Konzepte und Projekte«, in: Dirk Rupnow/Heidemarie Uhl (Hg.), *Zeitgeschichte ausstellen. Museen – Gedenkstätten – Ausstellungen*, Wien u.a.: Böhlau 2011, S. 417-463.

10 Wird der Fokus auf die Immigration gerichtet, ist es um so wichtiger, die Aufnahmegesellschaft in ihrer historischen Bedingtheit mitzureflekieren; andernfalls befördert der Blick auf die Immigration ein Bild der Einwanderungsgesellschaft, das sie als festgefügt und integriert zeigt. Vgl. Sandro Mezzadra: »Der Blick der Autonomie«, in: Kölnischer Kunstverein et al. (Hg.): *Projekt Migration*, Köln: DuMont 2005, S. 794-795, hier S. 794.

werden nie als Migranten wahrgenommen<sup>11</sup>, während andere – oftmals auf Grund ihrer äußeren Erscheinung oder ihres sozialen Status – es immer bleiben, egal, wie lange sie schon an einem Ort leben oder welche Staatsbürgerschaft sie haben. Der Begriff Migration verweist demnach zumeist auf die ›Anderen‹, auf Menschen in Bewegung, deren Status wirtschaftlich oder politisch prekär ist. Darin unterscheiden sie sich von *mobilen* Menschen wie etwa Künstlern, Wissenschaftlern oder Managern, die aus beruflichen Gründen Auslandserfahrungen suchen und dadurch in der Regel einen Prestigegewinn verzeichnen.<sup>12</sup>

Wird der Fokus auf jüngere Formen der Arbeitsmigration gerichtet, geraten andere ökonomisch motivierte Migrationsbewegungen aus dem Blick, wie die Zuwanderung aus den Kronländern zur Zeit der Habsburger Monarchie, die insbesondere für die Stadt Wien sehr prägend war. Dabei handelte es sich zwar um eine Binnenwanderung, aber die Diversität innerhalb des Vielvölkerstaats bedingte, dass die Zuwanderer auf Grund ihrer Sprache, Kleidung, Kultur und Religion vielfach als fremd wahrgenommen wurden. Und es bleiben jene Personengruppen ausgeblendet, die nicht aus wirtschaftlichen, sondern politischen Gründen – sei es der Volksaufstand in Ungarn 1956, die Niederschlagung des Prager Frühlings 1968 oder der Krieg in Jugoslawien Anfang der 1990er Jahre – nach Österreich kamen.

Andere Ausstellungen versuchten, der Unterschiedlichkeit von Migrationsbewegungen Rechnung zu tragen, und fassten daher den zeitlichen und thematischen Rahmen sehr weit, wie etwa die Ausstellung *Zuwanderungsland Deutschland. Migrationen 1500-2005* im *Deutschen Historischen Museum* in Berlin. Da die Menschheitsgeschichte immer schon eine Migrationgeschichte war, könnte die Erzählung letztlich auch bei der Besiedelungsgeschichte Mitteleuropas beginnen, wie es etwa dem Konzept der Ausstellung *The Peopling of London* (1993)<sup>13</sup> entsprach. Migration gleichsam als anthropologische Konstante zu begreifen macht zumindest insofern Sinn, als dadurch vermittelt wird, dass Migrationen nichts Außergewöhnliches darstellen. Allerdings müssten die unterschiedlichen gesellschaftspolitischen und ökonomischen Rahmenbedingungen der je-

---

11 In Österreich wurden in der breiten Öffentlichkeit Zuwanderer aus der BRD bislang nicht als Migranten betrachtet. Dies mag sich allerdings in der aktuellen Situation ändern, da es sich dabei derzeit um die größte Migrantengruppe handelt.

12 Kerstin Poehls: »Zeigewerke des Zeitgeistes? Migration, ein ›boundary object‹ im Museum«, in: *Zeitschrift für Volkskunde* 106 (2010) 2, S. 225-246, hier S. 229.

13 Die viel rezipierte Ausstellung *The Peopling of London. 15.000 Years of Settlement from Overseas* (1993) im *Museum of London* wird oft als Vorbild für Migrationsausstellungen genannt.

weiligen Migrationsbewegungen berücksichtigt werden, soll die Darstellung nicht einer Banalisierung Vorschub leisten.

Unter dieser Voraussetzung macht die Ausdehnung des zeitlichen Bezugsrahmens deutlich, dass Migration – verstanden als grenzüberschreitende Wanderungsbewegung – zu unterschiedlichen Zeiten etwas anderes bedeutete, entsprachen doch die früheren Herrschaftsgrenzen nicht den aktuellen nationalstaatlich organisierten Grenzregimen. Die Neubestimmung der politischen Landkarte nach dem Nationalitätenprinzip, wie sie nach dem Ersten Weltkrieg erfolgte, war die Reaktion auf die Spannungspotentiale, die Vielvölkerstaaten wie der Habsburger Monarchie inhärent waren. Gleichzeitig fixierten die Nationalstaaten die Vorstellung, dass ethnische Zugehörigkeit das entscheidende Differenzkriterium homogener Gesellschaften darstellt. Doch schon damals stimmten die Staatsgrenzen nicht mit den wirtschaftlichen, sprachlichen und kulturellen Grenzen überein. Sie verwandelten Staatsbürger in Minderheiten auf der einen Seite und Ausländer auf der anderen Seite und eröffneten damit auf signifikante Weise die Willkür der Grenzen, die die Kategorien des ›Eigenen‹ und ›Fremden‹ an Plausibilität einbüßen lässt.

## **DIFFERENZEN IM VISIER – ZUR BEDEUTUNG DES AKTUELLEN MIGRATIONSAUSSTELLUNGSBOOMS**

Dass museale Repräsentationen gewissermaßen von den gesellschaftlichen Rändern her in Frage gestellt werden, ist keine neue Entwicklung. So wurde seit den 1970er Jahren die Repräsentation von Arbeiter- und Frauengeschichte eingefordert. Was diese – lange Zeit marginalisierten – historischen Narrative verbindet, ist der Umstand, dass es zur Arbeiter-, Frauen- und Migrationsgeschichte wenig materielle Überlieferung in den Museen gibt. Die Kuratoren mussten sich also zunächst auf Spurensuche begeben. Unter dem Slogan »Grabe, wo du stehst« sollte der verschütteten Alltags- und Sozialgeschichte auf den Grund gegangen werden, da die repräsentativen historischen Museen vorrangig bürgerliche Kultur und Herrschaftsgeschichte zeigten. Doch auch die sozialkritische Gesellschaftsanalyse hatte ihre blinden Flecken. So wurde ihr von der feministischen Forschung vorgeworfen, die Kategorie Geschlecht gegenüber der Kategorie Klasse als »Nebenwiderspruch« zu behandeln, was sich auch in den musealen Repräsentationen manifestierte. »Frauen ins Museum!« war daher die Forderung, die im Gefolge der sich formierenden Frauenbewegung seit den 1970er Jahren vie-

lerorts erhoben wurde.<sup>14</sup> Der Anspruch war jenem der Arbeiterausstellungen ähnlich: Es galt, Frauen als handelnde Subjekte, als Trägerinnen historischer und kultureller Leistungen sichtbar zu machen. Zudem wurden Alltagserfahrungen von Frauen in den Blick der Öffentlichkeit gerückt, um den Besucherinnen Anknüpfungspunkte für die identitätsstiftende Aneignung der »eigenen« Geschichte zu bieten. Insbesondere in den USA sah sich die Frauenbewegung jedoch bald ihrerseits mit Kritik konfrontiert. *Women of color* warfen der weißen und mittelständischen Frauenbewegung vor, die Kategorie *race* bei der Analyse patriarchaler Strukturen vernachlässigt zu haben. Spätestens seit den 1980er Jahren wurde also die Berücksichtigung der Diversität historischer Erfahrungen eingefordert, wobei es insbesondere der Frauenbewegung nicht nur um die Inklusion von Frauen in Museen und Ausstellungen ging, sondern um die Definitionsmacht über das kulturelle Erbe.<sup>15</sup>

Vor diesem Hintergrund stellt sich die Frage nach der Bedeutung des aktuellen Booms von Migrationsausstellungen. Sind wir nun bei der dritten Differenzkategorie angekommen, nachdem die Arbeiter- und Frauengeschichte gleichsam in den musealen Kanon aufgenommen worden sind? Oder kommt auch beim Thema Migration die »Kompensationsfunktion«<sup>16</sup> des Museums zum Tragen, die immer dann auf den Plan tritt, wenn eine Lebensweise oder Kultur auf Grund gesellschaftlicher Entwicklungen beginnt, obsolet zu werden? Arbeiter- und Industriegeschichte wurden musealisiert, als auf Grund technologischer Innovationen im Produktionssektor die klassische Industriearbeit an Bedeutung verloren hatte. Es ist vielleicht kein Zufall, dass bei den meisten Migrationsausstellungen die erste Generation der »Gastarbeiter« in den Blick genommen wird, nachdem deren Objekte und Erzählungen auf Grund des hohen Alters der Protagonisten vom Verschwinden bedroht sind. Kann also die vermehrte Aufmerksamkeit gegenüber ethnischen Minderheiten als Indikator eines fortschreitenden Assimilierungsprozesses gesehen werden? Oder handelt es sich bei den neuen Migrationsausstellungen um eine Strategie der Ermächtigung, die immer auch mit der Frage nach Sichtbarkeit und Repräsentanz einhergeht? Dabei ist allerdings zu berücksichtigen, dass zwar ein gewisser Zusammenhang zwischen Sichtbarkeit und

---

14 Vgl. Gerlinde Hauer/Roswitha Muttenthaler/Anna Schober/Regina Wonisch: Das inszenierte Geschlecht. Feministische Strategien im Museum, Wien u.a.: Böhlau 1997.

15 Vgl. Roswitha Muttenthaler/Regina Wonisch: Gesten des Zeigens. Zur Repräsentation von Gender und Race in Ausstellungen, Bielefeld: transcript 2006.

16 Vgl. Hermann Lübke: Der Fortschritt und das Museum. Über den Grund unseres Vergnügens an historischen Gegenständen, London: Institute of Germanic Studies, University of London 1982.

Macht gegeben ist, das Zu-Sehen-Geben, das Sehen und das Gesehenwerden allerdings auf äußerst komplexen gesellschaftspolitischen und sozialen Prozessen beruht.<sup>17</sup>

Die Auseinandersetzung mit Differenz und Diversität ist mittlerweile längst in alltägliche gesellschaftliche Debatten, politische Programme und Kulturkonzepte eingeflossen. Dies könnte prinzipiell als Erfolg gewertet werden, würde diese Entwicklung nicht vor dem Hintergrund einer zunehmenden Kulturalisierung erfolgen. Das bedeutet, dass viele Situationen, Probleme und Herausforderungen heterogener Gesellschaften auf kulturelle Unterschiede zurückgeführt werden. Problematisch sind kulturelle Zuschreibungen vor allem dann, wenn sie, als stabil und unveränderlich verstanden, zur Legitimation von Ausgrenzungs- und Diskriminierungspraktiken dienen.<sup>18</sup> Doch auch das auf den ersten Blick weltoffene Konzept des Multikulturalismus ersetzt die Pluralität der Interessen durch eine Pluralität der Herkunft und befördert damit letztlich das »Verschwinden des Sozialen im gesellschaftlichen Diskurs«<sup>19</sup>. Und nicht nur das Soziale, sondern auch das Politische – nämlich Fragen von Zuwanderungs-, Flüchtlings- und Asylpolitik, Grenzregimen und der Definition von Staatsbürgerschaft – droht durch den kulturalistischen Blick auf Migrationsprozesse in den Hintergrund zu treten.

Museen und Ausstellungen sind als Teil des Kulturbetriebs besonders herausgefordert, sich einem zu engen Fokus auf den Begriff der Kultur oder Kulturen zu widersetzen. Ein Beispiel dafür ist die *Ausstellung Gastarbeiteri – 40 Jahre Arbeitsmigration im Wien Museum* (2004), die sich vor allem den sozialen und politischen Rechten der Migranten sowie ihren Arbeitsbedingungen und ihrem Vereinswesen widmete und es vermied, eine wie auch immer definierte Kultur der Migranten zu thematisieren. Dieser Entscheidung lag die Beobachtung des Philosophen Hakan Gürses zugrunde, wonach die »Rede über Migration« zu

---

17 Vgl. Johanna Schaffer: *Ambivalenzen der Sichtbarkeit. Über die visuellen Strukturen der Anerkennung*, Bielefeld: transcript 2009.

18 Vgl. Thomas Geisen/Tobias Studer: »Culture Matters! Zur Bedeutung von Kultur im Kontext von Migration«, in: Bettina Gruber/Daniela Rippitsch (Hg.), *Migration. Perspektivenwechsel und Bewusstseinswandel als Herausforderung für Stadt und Gesellschaft* (= Jahrbuch Friedenskultur 2011), S. 15-33, hier S. 15; vgl. Gerhard Hauck: *Kultur. Zur Karriere eines sozialwissenschaftlichen Begriffs*, Münster: Westfälisches Dampfboot 2006.

19 Joachim Baur: »Flüchtige Spuren – bewegte Geschichten. Zur Darstellung von Migration in Museen und Ausstellungen«, in: DOMiD (Hg.), *Inventur Migration, Tagungsdokumentation*, Köln 2009, S. 14-26, hier S. 18.

einer nicht enden wollenden Rede über Fremdheit, über kulturelle Differenzen, über notwendige, doch unmögliche Integration geworden sei.<sup>20</sup>

Doch das Bedrohliche ist eigentlich nicht die Differenz, sondern es sind jene Phänomene, bei denen die Grenzen nicht mehr eindeutig zu ziehen sind. Also wenn die Grenze, die uns von ihnen scheidet, in ihrer ganzen Willkür aufgedeckt wird. Dann wären wir nämlich gezwungen, die sichere Distanz externer Beobachter aufzugeben.<sup>21</sup> Was bedeutet es nun für Migranten, wenn kulturelle Differenz nicht als Ausgangspunkt, sondern als Endpunkt eines Differenz produzierenden Prozesses gesehen wird, wenn die statische Zuordnung von ethnischen Gruppen zugunsten einer transkulturellen und transnationalen Perspektive verschoben wird? Müsste dann nicht die Kategorie Ethnizität grundsätzlich in Frage gestellt werden? In dem Maße, in dem ganze Menschengruppen ihre traditionellen Herkunftsgebiete verlassen, sich an anderen neu zusammenfinden und die Geschichte ihrer Gruppe neu entwerfen, ist das Ethnos, das in der Ethnographie konstruiert wird, nicht mehr fest umrissen und eindeutig bestimmbar.

Für das Festhalten an der Kategorie Ethnizität spricht lediglich, dass damit im Sinne eines »strategischen Essentialismus« ein politisches Subjekt konstituiert werden kann, um einer immer noch mehrheitlich national organisierten Geschichtsvermittlung im Museum entgegenzutreten. Wesentlich dabei ist jedoch, die Kategorie Ethnizität als Setzung und nicht als Wesenheit zu begreifen.

## **ZUR FRAGE DER INSTITUTIONALISIERUNG VON MIGRATIONSGESCHICHTE**

Die klassischen nationalen Gedächtnisorte und -rituale sind für Immigranten zumeist nicht anschlussfähig. Sie haben entweder eine andere Perspektive auf eine durchaus geteilte Vergangenheit (Nationalsozialismus) oder gar keinen Bezug zur Vergangenheit der Mehrheitsgesellschaft. Dagegen bringen sie andere historische Erfahrungen mit, für die es keinen Raum gibt. Signifikant für den Umgang mit marginalisierten Narrativen wie jenen über Migration ist, dass solche Themen zwar relativ rasch in den Kanon temporärer Ausstellungen aufge-

---

20 Vgl. Hakan Gürses: »Eine Geschichte zwischen Stille und Getöse«, in: Hakan Gürses/Cornelia Kogoj/Silvia Mattl (Hg.), *Gastarbeiteri. 40 Jahre Arbeitsmigration*, Wien: Mandelbaum Verlag 2004, S. 24-30, hier S. 25f.

21 Vgl. Homi K. Bhabha: »Globale Ängste«, in: Peter Weibel/Slavoj Žižek (Hg.), *Inklusion : Exklusion. Probleme des Postkolonialismus und der globalen Migration*, Wien: Passagen 1997, S. 19-44, hier S. 31f.

nommen werden, jedoch nur sehr langsam Eingang in die Dauerausstellungen der Museen finden. Dies zeigt die Entwicklung in Deutschland, trifft aber auch auf Österreich zu, wenngleich unter etwas anderen Vorzeichen, da hier die Auseinandersetzung mit Migration noch nicht in einem vergleichbaren Ausmaß in der Museums- und Ausstellungsszene angekommen ist. Zwei der größten Migrationsausstellungen in Österreich *Wir. Zur Geschichte und Gegenwart der Zuwanderung nach Wien* (1996) und *Gastarbeiteri – 40 Jahre Arbeitsmigration* (2004) fanden im *Historischen Museum der Stadt Wien*, dem heutigen *Wien Museum*<sup>22</sup> statt, ohne dass Ausformungen gesellschaftlicher Diversität in signifikanter Weise im Museums- und Ausstellungsbetrieb dieser Institution Berücksichtigung gefunden hätte. Doch das spricht nicht grundsätzlich gegen Migrationsausstellungen. Im Gegenteil, ein Vorteil temporärer Ausstellungen besteht darin, dass sie rascher auf aktuelle Fragestellungen reagieren können und daher auch mehr Mut zu gewagten Thesen, mehr Mut zur kontroversen Positionierungen im Diskurs zu erwarten wäre.

Eine Ausstellung, die es sich als erklärtes Ziel gesetzt hat, die Geschichte der Migration in Österreich seit den 1960er Jahren gegen den Strich zu bürsten und gängige Stereotypisierungen und Bilder in Frage zu stellen, war die Ausstellung *Gastarbeiteri – 40 Jahre Arbeitsmigration*, die von der *Initiative Minderheiten* im *Wien Museum* 2004 mit einem hohen politischen Anspruch realisiert wurde. Die Ausstellung zielte darauf ab, im Museums- und Ausstellungsbereich ein neues Feld der öffentlichen Aushandlung von Geschichtsbildern, Identitätskonstruktionen und politischen Handlungsmöglichkeiten in Bezug auf Migranten zu eröffnen (vgl. die Beiträge von Christiane Hintermann, Cornelia Kogoj und Gamze Ongan).<sup>23</sup> Und dennoch, die Bedeutung, die der Auseinandersetzung mit Migrationsbewegungen beigemessen wird, lässt sich daran ablesen, welche Anstrengungen unternommen werden, Migrationsgeschichten tatsächlich dauerhaft in Museen zu verankern. Dabei stellt sich allerdings die Frage, inwieweit es zielführend ist, Migrationsbewegungen in eigens dafür eingerichteten Museen darzustellen. Dafür spricht, dass dies die gesellschaftspolitische Relevanz des Themas unterstreichen und den individuellen Geschichten der Migranten mehr Anerkennung sichern würde. Ist jedoch das Thema Migration in Spezialmuseen aufgehoben, kann dies letztlich hegemonialen Erzählungen in den nationalen Museen Vorschub leisten, weil sich diese damit ihrer Verantwortung für derarti-

---

22 Das *Historische Museum der Stadt Wien* wurde 2003 von der neuen Direktion in *Wien Museum* umbenannt.

23 Vgl. Cornelia Kogoj: »Geschichten zur Migrationsgeschichte«, in: Gürses/Kogoj/Mattl, *Gastarbeiteri* (2004), S. 81-86, hier S. 86.

ge Fragestellungen enthoben sehen. Als Neugründungen müssten Migrationsmuseen – ohne Zugriff auf die seit Jahrhunderten angelegten Sammlungen etablierter Museen – mit dem Aufbau eigener Bestände beginnen. Allerdings mag es ausgewiesenen Migrationsmuseen leichter als anderen Museen gelingen, Kontakte zu den entsprechenden Bevölkerungsgruppen herzustellen. Die inhaltliche Spezialisierung könnte Migrationsmuseen gewissermaßen zu wissenschaftlichen und gesellschaftlichen Kompetenzzentren für eine differenziertere Auseinandersetzung mit der Einwanderungsgesellschaft machen.

Gegen eigene Migrationsmuseen spricht, dass der Aspekt der Diversität in möglichst vielen Museen Berücksichtigung finden sollte, um so deutlich zu machen, dass kaum ein gesellschaftliches Phänomen nicht mit der Migration von Personen, Waren oder Ideen verknüpft ist. Für die Verankerung des Themas Migration als Querschnittsmaterie könnten die Aktivitäten und konzeptionellen Überlegungen der Steuerungsgruppe rund um das in Planung befindliche *Stadt-museum Stuttgart* wegweisend sein. Auf Grund dieser Initiative haben sich mehrere Stadtmuseen zu einem Verbund zusammengeschlossen, um die Sammlung und Musealisierung von Migrationsgeschichten gemeinsam voranzutreiben (vgl. den Beitrag von Anja Dauschek).

Was die Form der Institutionalisierung von Migrationsgeschichten betrifft, sind viele Für und Wider abzuwägen, allerdings schließen sich die unterschiedlichen Strategien nicht gegenseitig aus. Prinzipiell geht es darum, Diversität im Hinblick auf Klasse, Geschlecht und Ethnizität als grundlegende Differenzkategorien moderner Gesellschaften in *allen* Ausstellungs- und Museumskonzepten mitzureflektieren. Aber auch die Fokussierung des Themas Migration in eigenen Ausstellungen oder Museen macht Sinn, da auf diese Weise dem Problemfeld eine höhere Aufmerksamkeit zuteil wird und die Spezialisierung mit einem Zuwachs an Kompetenz einhergehen kann. Doch wie bei anderen partikularen Narrativen, etwa der Frauen- oder Arbeitergeschichte, die bereits in eigenen Museen verankert sind, gilt es der Frage nachzugehen, inwieweit eigene Migrationsmuseen oder -ausstellungen neue Diskursräume eröffnen. Die Forderung, »Unsichtbares sichtbar zu machen« – sei es in Museen, Ausstellungen oder mit Hilfe von Denkmälern –, sollte gegenläufige Inhalte im jeweils herrschenden Gedächtnisdiskurs verankern. Die Befriedigung des Wunsches nach Präsenz kann allerdings auch den Effekt haben, das Unbehagen, das der Marginalisierung von sozialen Gruppen anhaftet, durch einen symbolischen Akt zu entschärfen. Das Bewusstmachen von Abwesenheit kann unter Umständen einen produktiveren Umgang



mit tabuisierten und verdrängten Themen der Vergangenheit darstellen als der Versuch, gleichsam einen Ersatz zu bieten.<sup>24</sup>

Bei der Forderung nach der Integration von Migrationsgeschichte in die nationale Erinnerungspolitik wurde vielfach übersehen, dass es für die Berücksichtigung der historischen Erfahrungen und Lebenswelten von Migranten zunächst eines Nachdenkens über das Format der nationalen Geschichte und Kultur bedarf. Schon in der feministischen Museumsdebatte wurde die Position vertreten, dass die eigentliche Brisanz der Auseinandersetzung nicht im Hinzufügen von Museumsinhalten, sondern in der Analyse und Kritik der vorherrschenden Repräsentationspolitik liegt.

## MIGRATIONSGESCHICHTE ZWISCHEN ENTGRENZUNG UND VERORTUNG

Bleibt das ›Zentrum‹ fixer Standort der Betrachtung, von dem aus der Blick auf die ›Peripherie‹ der Migranten und Minderheiten gerichtet wird, dann haftet dem Phänomen Migration immer etwas Randständiges an. Doch wie bei der Repräsentation von Arbeiter- oder Frauengeschichte geht es auch bei der Migrationsgeschichte nicht um ein Randthema, sondern um eine zentrale Dimension globalisierter Gesellschaften. Daher versuchten Initiativen wie das *Projekt Migration* den nationalen Blick zurückzunehmen und die Perspektive der Migration – nicht der Migranten – einzunehmen, um Migration als eine zentrale Kraft gesellschaftlicher Veränderung sichtbar zu machen.<sup>25</sup>

Einen vergleichbaren Verunsicherungseffekt hinsichtlich vertrauter Strukturen haben Strategien, die die Aufmerksamkeit nicht so sehr auf das ›Andere‹, auf das Leben und die Kultur von Migranten richten, sondern das stets in Transformation begriffene ›Eigene‹ ins Blickfeld rücken – also darauf, wie sich etwa Politik, Wirtschaft und Kultur insgesamt durch die Ausdifferenzierung der Gesellschaft in Folge von Migrationsbewegungen wandeln.<sup>26</sup> Die Grenze zwischen

---

24 Vgl. Irit Rogoff: »Dieses obscure Objekt der Begierde«. Reflexionen über Verlust, Auslöschung und die Politik des Gedenkens«, in: Jochen Gerz (Hg.), 2146 Steine. Mahnmal gegen Rassismus Saarbrücken, Stuttgart: Hatje 1993, S. 156-165, hier S. 158f.

25 Vgl. Aytaç Eryılmaz/Marion von Osten/Martin Rapp/Kathrin Rhomberg/Regina Römhild: »Vorwort«, in: Kölnischer Kunstverein et al. (Hg.), Projekt Migration, Köln: DuMont 2005, S. 17f.

26 Vgl. K. Poehls: »Zeigewerke des Zeitgeistes?«, S. 226.

dem ›Eigenen‹ und dem ›Fremden‹ lässt sich auch in Museen befragen, die wie Regionalmuseen gerade die ›eigene‹ Kultur repräsentieren sollen. Kehrt man allerdings den Blick um, eröffnet die Perspektive der Migration auch einen neuen Blick auf das ›Eigene‹. So wurden im *Freilichtmuseum Detmold* in einer temporären Ausstellung die Auswirkungen von Migrationsströmen auf regionale Bau-techniken und -formen rekonstruiert.<sup>27</sup> Durch die Dokumentation der vielfältigen Außeneinflüsse verschwammen die Grenzen zwischen ›Eigenem‹ und ›Fremdem‹ an einem Ort, der wie die vielen anderen Heimat-, Regional- und Stadtmuseen durch den Wunsch nach Bewahrung von vermeintlich genuinen Besonderheiten des Landstrichs überhaupt erst hervorgebracht wurde.

Eingebunden in einen größeren Kontext weist das Thema Migration nicht nur über die Darstellung partikularer Geschichten hinaus, sondern es stellt die national orientierten Museen und damit die Mehrzahl der kulturgeschichtlichen Museen auf den Prüfstand. Denn als bürgerliche Institution des 19. Jahrhunderts hat das Museum maßgeblich zur »Erfindung der Nation«, zur Konstruktion von »Wir-Identitäten« beigetragen, wobei die Identitätskonzepte auf der Abgrenzung zu wie auch immer definierten ›Anderen‹ beruhten. Dabei richtete sich der Blick jedoch nicht nur auf das eigene Territorium, es wurde ein externer Betrachterstandpunkt konstruiert, von dem aus sich die übrige Welt nach Ethnien und Kulturen ordnen ließ. Und letztlich funktionieren auch Stadt- und Regionalmuseen nach demselben Muster wie die repräsentativen Nationalmuseen: Ein wie auch immer definiertes Territorium wird zum Ausgangspunkt für die Konstruktion einer gemeinsamen Geschichte. Und auch Spezialmuseen wie etwa Technik- oder Kunstgewerbemuseen beziehen sich in ihren Darstellungen oft auf nationale Entwicklungen und herausragende Leistungen einzelner Bürger.

Viele politische, wirtschaftliche und kulturelle Entwicklungen lassen sich nicht auf ein Staatsgebiet eingrenzen, doch beim Thema Migration, verstanden als grenzüberschreitende Wanderungsbewegung, wird das offensichtlich. Eine besondere Herausforderung besteht darin, dass Migration in zunehmendem Maße nicht als zielgerichtete Wanderungsbewegung von einem Staat zu einem anderen, sondern als temporäre Bewegung zwischen mehreren Orten erfolgt. »Migration ist nicht als nationale Einwanderungs- und Auswanderungsgeschichte und auch nicht als zweiseitiger Dialog zwischen Einwanderungs- und Herkunftsland,

---

27 Vgl. LWL-Freilichtmuseum (Hg.): Menschen – Ideen – Migration. Neue Blicke auf Baukultur im Rheinland und in Westfalen-Lippe (= Schriften des LWL-Freilichtmuseums Detmold, Westfälisches Landesmuseum für Volkskunde, Band 5), Essen: Klartext 2010.

sondern als komplexer transnationaler sozialer Prozess zu lesen«,<sup>28</sup> formulierten Martin Rapp und Aytac Eryilmaz. Der Trend zur Transnationalisierung verstanden als Verdichtung und Verstetigung plurilokaler, grenzübergreifender Sozial- und Wirtschaftsräume betrifft immer mehr Menschen. Ihr Alltag unterliegt unterschiedlichen räumlichen Ordnungen: Dazu zählt das Auseinanderfallen von Herkunfts- und Wohnort ebenso wie das Eingebundensein in eine global verflochtene Wirtschafts- und Medienwelt. Und diese vielfältigen Formen von Grenzüberschreitungen befördern die Herausbildung von nicht territorial definierten Identitäten.<sup>29</sup> Das heißt nicht, dass damit die nationalstaatlichen Grenzen aufgehoben wären, soziale Abgrenzungen finden nur in anderer Weise statt. Als Reaktion auf diese Entwicklung machen transnationale und transkulturelle Konzepte nicht den Versuch, abgegrenzte Kulturen zu konstruieren, sondern nehmen das ständige gegenseitige Einander-Durchwirken von Lebensweisen in den Blick, für das Migration Motor und Metapher zugleich ist.<sup>30</sup>

Nach Saskia Sassen gehören die städtischen Metropolen zu jenen Orten, in denen die Nation durch die materiellen und diskursiven Praktiken einer immer größer werdenden Anzahl verschiedenster Akteure zunehmend »entnationalisiert« wird.<sup>31</sup> So versuchte etwa eine Studie zu Venedig globale Prozesse in ihrer lokalen Verdichtung zu fokussieren. Dabei geht es gleichermaßen um die Geld-, Macht- und Menschenströme, die sich in Gestalt der imitierten Taschen von Louis Vuitton, der moldawischen Putzfrau, des chinesischen Touristen und des illegalen Einwanderers aus dem Senegal gleichsam in unzähligen Kanälen durch die Stadt ziehen.<sup>32</sup>

---

28 Martin Rapp/Aytac Eryilmaz: Thesen zum Migrationsmuseum. Unveröffentlichter Beitrag zur Tagung »Kulturpolitische Strategien in der Einwanderungsgesellschaft. Zur Konzeption eines Migrationsmuseums in Deutschland«, Köln 2004, zit. nach Joachim Baur: »Ein Migrationsmuseum der anderen Art. Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven«, in: WerkstattGeschichte 42 (2006), S. 97-103, hier S. 102f.

29 Vgl. Sharon J. Macdonald: »Nationale, postnationale, transkulturelle Identitäten und das Museum«, in: Rosemarie Baier (Hg.), *Geschichtskultur in der Zweiten Moderne*, Frankfurt a.M.: Campus 2000, S. 123-148, hier S. 132.

30 Vgl. Joachim Baur: »Migration – Kultur – Integration. Und die Rolle des Museums? Vorläufige Vermessungen eines unwägbaren Terrains«, in: *Museumskunde* 75 (2010) 1, S. 16.

31 Vgl. Saskia Sassen: »Zuwanderung und Staatsbürgerschaft«, in: *Kölnischer Kunstverein et al., Projekt Migration* (2005), S. 823-824, hier S. 823.

32 Vgl. Wolfgang Scheppe (Hg.): *Migropolis. Venice and the Global Atlas of a Situation*, Ostfildern: Hatje Cantz 2009.

Migrationsbewegungen lassen sich im Rahmen nationaler Geschichtsnarrative nicht adäquat fassen, aber insbesondere in den städtischen Ballungsräumen doch konkret erfahren. So sieht auch der europäische Ethnologe Gottfried Korff im Museumstyp des Stadtmuseums ein großes Potential für eine transkulturelle Geschichtsarbeit. Denn die zunehmende Fremdheit der »eigenen« Lebenswelt und das Eingebettetsein in globale Strukturen lassen sich dort besonders plausibel erfahren, wo der Ort und die Objekte an eigene Erfahrungen anknüpfen.<sup>33</sup> Die Repräsentation von Migrationsgeschichten sollte daher ihren Ort zwischen Universalisierung und Partikularisierung finden, wobei es nicht darum geht, die lokal-regionalen, nationalen, europäischen oder globalen Aspekte gesondert abzubilden, sondern sie zu transzendieren beziehungsweise aufzuheben. Die Dialektik dieser Repräsentation verlief also zwischen den Spannungspolen Entortung/Entgrenzung einerseits sowie räumlicher und zeitlicher Kontextualisierung andererseits.<sup>34</sup>

Das Thema Migration zielt also nicht nur in die Mitte der Gesellschaft, sondern trifft auch den Kern der Institution Museum. Vor dem Hintergrund der aktuellen Wandlungsprozesse stellt sich die Frage, ob Museen gleichsam zu Relikten einer verschwindenden (nationalen) Ordnung werden oder ob es ihnen gelingt, sich den neuen Anforderungen zu stellen und entsprechende Repräsentationsformen zu entwickeln. Welche Geschichten sollen also wie und für wen erzählt werden?

## **WAS IST EIN OBJEKT DER MIGRATION?**

Der Kritik, dass das Thema Migration im Museum ungenügend repräsentiert sei, begegnen Kuratoren oftmals mit dem Argument, es gäbe dazu keine adäquate materielle Überlieferung. Da im Zuge von Migrationsbewegungen ein Großteil des persönlichen Besitzes zurückgelassen und ein neues Leben erst aufgebaut werden muss, ist es tatsächlich oft schwierig, das Leben von Migranten anhand von Objekten zu dokumentieren.

Ein Exponat, das sehr häufig in Museen und Ausstellungen anzutreffen ist, wenn es um Migration geht, ist der Koffer: einzeln, zu hohen Stapeln aufgehäuft,

---

33 Vgl. G. Korff: »Fragen zur Migrationsmusealisierung«, S. 13.

34 Vgl. Rainer Ohliger: Die Bundesrepublik braucht ein Migrationsmuseum. Braucht die Bundesrepublik ein Migrationsmuseum? Oder: Vom Nutzen und Nachteil eines Migrationsmuseums für die Gesellschaft, Tagungsbericht, Brühl 2002, S. 8, zit. nach [http://www.network-migration.org/MigMuseum/Migrationsmuseum\\_DoMiT.pdf](http://www.network-migration.org/MigMuseum/Migrationsmuseum_DoMiT.pdf)

hinter Vitrinenglas auratisch aufgeladen oder zu einem Präsentationselement für Ausstellungsobjekte umgewandelt. Der Koffer ist zum verdichteten Zeichen geworden, wenn es um ein Leben in Zwischenräumen geht – sei es Immigration, Emigration oder Vertreibung und lenkt damit die Aufmerksamkeit vor allem auf den Ortswechsel. Doch das Thema Migration lässt sich nicht auf den Zwischenraum reduzieren, wie es beispielsweise im *Auswandererhaus* in Bremerhaven der Fall ist, wo die Schiffsreise zur zentralen Erzählung wird.<sup>35</sup> Der Kulturwissenschaftler Joachim Baur kann Koffer-Präsentationen aber auch etwas abgewinnen. Denn bleiben die Koffer geschlossen – so seine Argumentation –, haftet ihnen eine gewisse Widerständigkeit an: gegen das Ausstellen, gegen das Hervorzerren und Ausleuchten fremder Objekte und Geschichten.<sup>36</sup> Die bloßen Koffer können zwar zu Projektionsflächen für unreflektierte Migrationsbilder werden, doch das Öffnen der Koffer führt tatsächlich zu der schwierigen Frage nach dem Mitgenommenen beziehungsweise Mitgebrachten. Dinge, die längst im Alltagsleben angekommen sind, wie etwa Pizza oder Döner-Kebab, werden im Kontext von Migrationsausstellungen wieder zum Fremden, zum *Anderen*. Dies mag zwar bewusst machen, dass Kulturen immer von unterschiedlichen äußeren Einflüssen gespeist werden, doch die Verknüpfung bestimmter Objekte mit (ethnischen) Bevölkerungsgruppen kann auch Klischeebilder und Stereotype befördern.

Im Rahmen der Ausstellung *MigrationsGeschichten in Berlin*<sup>37</sup> wurde anhand von acht Objektbiographien gezeigt, welche Spuren Migranten seit dem 19. Jahrhundert in der Stadt hinterlassen haben. Basis dieses Projektes waren Interviews mit Zuwanderern und Objekte, mit denen sich die Protagonisten *identifizierten*: Gegenstände, mit denen sie Erinnerungen an ihre Herkunftsorte oder Erfahrungen in ihrer neuen Lebensumwelt verknüpften, wie Kaffee- und Teeutensilien, Döner-Kebab-Spieße, Kopftücher, T-Shirts, Plastiktaschen. Im Pariser Migrationsmuseum, der *Cité nationale de l'histoire de l'immigration*, war die Vorgangsweise letztlich ähnlich: Ausgehend von biographischen Erinnerungen der Interviewpartner wurden Objekte, die in den Geschichten vorkamen, hinzugefügt. Durch die unmittelbare Verbindung mit den konkreten Erzählungen

---

35 Vgl. Joachim Baur: »Ein Migrationsmuseum der anderen Art. Das Deutsche Auswandererhaus in Bremerhaven«, in: WerkstattGeschichte 42 (2006), S. 97-103.

36 Vgl. J. Baur: »Flüchtige Spuren – bewegte Geschichten«, S. 20.

37 Die Ausstellung *MigrationsGeschichten in Berlin* wurde vom *Museum Europäischer Kulturen* im Rahmen des EU-Projekts »Migration, Work and Identity. A European history, told in museums« 2003 gezeigt (<http://www.verein-museum-europaeischer-kulturen.de/migration.htm>).

wollten die Kuratoren dem klassischen Objektkanon von Koffern, Photoalben und Pässen, die leicht zu Stereotypen gerinnen, entkommen. Doch das Problem bleibt bestehen: Um als ein Objekt einer Migrationsgeschichte erkennbar zu sein, muss es als different wahrgenommen werden und bestätigt auf diese Weise wieder die Alterität des migrantischen Lebenszusammenhangs.

Oftmals vermögen Migranten nur die notwendigsten Gebrauchsgegenstände und leicht zu transportierende Erinnerungsstücke mitzunehmen. Falls von den Alltagsobjekten überhaupt etwas erhalten und überliefert werden konnte, handelt es sich zumeist um wenig spektakuläre Dinge. Doch gerade, weil kaum materielle Güter in das neue Leben hinüber gerettet werden können, erhalten sie für die Besitzer oder deren Nachkommen manchmal einen besonderen Wert. Schwierige Begleitumstände von Migrationsbewegungen verleihen den unscheinbarsten Dingen zudem eine besondere Aura. Allerdings stellt sich die Frage, inwieweit derart emotional aufgeladene Objekte geeignet sind, die komplexen Zusammenhänge von Migrationsgeschichten zu transportieren.<sup>38</sup> So wurde bei der von der *Initiative Minderheiten* gestalteten Ausstellung *Gastarbajteri – 40 Jahre Arbeitsmigration* (2004) gegen den anfänglichen Widerstand des Museumsdirektors gänzlich auf dreidimensionale authentische Objekte in der Präsentation verzichtet, um nicht einer Verdinglichung oder Ethnographisierung der Migrationsgeschichten Vorschub zu leisten.<sup>39</sup> Indem viele der Ausstellungsmaterialien als Schwarz-Weiß-Kopien präsentiert wurden, sollte die auratische Wirkung von Originaldokumenten unterlaufen und der Blick auf die Inhalte gelenkt werden.

Die Ausstellung *Crossing Munich. Orte, Bilder und Debatten der Migration in München* (2009) verzichtete ebenfalls auf Alltagsobjekte und setzte stattdessen auf die Verbindung von Wissenschaft und Kunst. Von Wissenschaftlern und Studierenden der Ludwig-Maximilians-Universität München erhobene Materialien zu den Lebensrealitäten von Migranten bildeten die Grundlage für die künstlerischen Arbeiten, die als »Reflexionskatalysatoren« verstanden wurden. »Konstruktionsprozesse lassen sich schließlich nicht ohne weiteres an konkreten Objekten aufzeigen – dazu bedarf es einer narrativen Rahmung, die die Aura von den Objekten selbst auf den Akt der Reflexion über diese verlagert. Die auratische Praxis muss auf die Interpretation übergehen und sich von der Aura

---

38 Vgl. K. Poehls: »Zeigewerke des Zeitgeistes?«, S. 242.

39 Vgl. Martina Böse: »Ich entscheide mich dafür, MigrantInnen zu sagen«. Zur Vermittlung von »Gegenerzählungen« und Repräsentationspolitik in der Ausstellung »Gastarbajteri. 40 Jahre Arbeitsmigration«, in: Beatrice Jaschke/Charlotte Martinz-Turek/Nora Sternfeld (Hg.), *Wer spricht? Autorität und Autorschaft in Ausstellungen*, Wien: Turia + Kant 2005, S. 120-151, hier S. 125 u. 132.

des Objekts lösen – was schließlich bedeuten könnte, dass strittige Narrative und kontroverse Auffassungen Gegenstand der Ausstellung werden«,<sup>40</sup> formuliert die Kuratorin Kerstin Poehls.

Es kann jedoch nicht das Ziel musealer Repräsentationen sein, den Bereich der (materiellen) Kultur völlig auszublenden und grundsätzlich auf Originalobjekte zu verzichten. Die Bedeutung der Dinge besteht allerdings weniger in ihrer Belegfunktion, Erkenntnis fördernd sind sie vor allem dann, wenn sie zum Ausgangspunkt für neue Fragestellungen werden. Die besondere Qualität von polysemen Objekten liegt darin begründet, dass sie je nach Kontextualisierung unterschiedliche Bedeutungen nahe legen und niemals gänzlich auf eine Lesart festgelegt werden können. Interessant sind daher vor allem die Umdeutungen, die die Dinge im Migrationsprozess erfahren. So kann aus dem Herkunftsort Mitgebrachtes, aber auch neu Erworbenes auf Grund der jeweiligen Lebensumstände einen besonderen persönlichen Wert erlangen, verlieren oder verändern. Zu Verschiebungen mag es aber auch durch die Interviewsituation kommen, denn sie bestimmt in hohem Maße mit, was die Befragten von sich preisgeben möchten. Und es stellt sich die Frage, welchen neuerlichen Bedeutungswandel die Gegenstände im Ausstellungskontext erfahren, konkret in einer *Migrationsausstellung*, die als definierender Rahmen die Wahrnehmung maßgeblich mitbestimmt?

Im Umgang mit der materiellen Kultur lässt sich in mehreren Wissenschaftsdisziplinen ein Paradigmenwechsel feststellen. Das Interesse an Dingen nimmt nicht nur im Hinblick auf ihre diskursive Bedeutung zu; es ist ihre Gegenständlichkeit, ihre Widerständigkeit und ihr Eigensinn, die faszinieren. Die Objekte sind präsent und erzeugen in ihrem Umfeld gleichsam einen Überschuss an Dinghaftigkeit, der nicht gänzlich im Dienst des Subjekts aufgeht. Das heißt, dass den Objekten in ihrer Materialität immer ein unsagbarer Rest anhaftet, der sich der Symbolisierung entzieht.<sup>41</sup> Die gängige Zuordnung *aktives Subjekt* versus *passives Objekt* könnte, folgt man dem Psychoanalytiker August Ruhs, noch in einem weiteren Sinne eine Verschiebung erfahren. Der Mensch konstituiert sich buchstäblich durch das »Gegenständige« des Objekts als Subjekt. Deshalb

---

40 Kerstin Poehls: »Vom Durchkreuzen der Erwartungen«, in: Kulturrisse 3 (2009), zit. nach: <http://kulturrisse.at/ausgaben/032009/kunstpraxen/vom-durchkreuzen-der-erwartungen>

41 Eva Sturm: »3 Geschichten mit Objekten«, in: Karl-Josef Pazzini (Hg.), Unschuldskomödien. Museum & Psychoanalyse, Wien: Turia + Kant 1999 (= Museum zum Quadrat, Band 10), S. 110-130, hier S. 119.

tragen Gegenstände, die einen Menschen umgeben, auch die Zeichen des Subjektivierungsprozesses in sich.<sup>42</sup>

Da sich migrantische Kulturen – Kulturen in Bewegung – nicht durch die Anhäufung materieller Zeugnisse auszeichnen, während die museale Objektdokumentation auf Sedimentierung und Materialisierung angewiesen ist, stellt sich die Frage, ob nicht weniger objektbezogene Darstellungsformen der Heterogenität migrantischer Phänomene besser gerecht werden?<sup>43</sup> Doch diese Fragen betreffen nicht nur die Repräsentation migrantischer Lebensformen, denn Kulturen sind, egal wie verwurzelt sie scheinen, nie statisch: mehr noch, im Grunde *sind* Kulturen überhaupt nicht, außer vielleicht in Bewegung – »travelling cultures«, wie James Clifford es nennt.<sup>44</sup>

Dennoch hat die grundsätzliche Frage nach dem gesellschaftlichen Wert der Dingkultur – insbesondere im Hinblick auf die Geschichtsdarstellung durchaus ihre Berechtigung. Denn nicht alle Kulturen sind gleichermaßen materiell orientiert wie die westeuropäischen Gesellschaften, die den Umgang mit Dingen – nicht zuletzt im Rahmen von Museen und Ausstellungen – als eine Kulturtechnik ausgebildet haben.<sup>45</sup> Die Materialität des Museums als Bauwerk verbunden mit der Materialität der Bestände spielte eine entscheidende Rolle für die Verdinglichung von Kulturen. Denn im Unterschied zu beliebig vervielfältigbaren Medien können unteilbare Gegenstände – als Besitztümer – mit einer wie auch immer definierten Community eine untrennbare Verbindung eingehen.<sup>46</sup> Doch mit dem Aufkommen der Massenproduktion glich sich die Alltagskultur in den industrialisierten Ländern zunehmend an, so dass über derartige Waren kaum noch nationale oder regionale kulturelle Identitäten herzustellen sind. Und auch Immigranten verwenden in der Mehrzahl ähnliche Alltagsgegenstände wie die übrigen Mitglieder jener Gesellschaftsschichten, der sie angehören. Nicht zuletzt deshalb wird der Blick in musealen Repräsentationen oftmals auf traditionelle Lebensweisen gelenkt, auch wenn diese dem Großteil der Immigranten nicht (mehr)

---

42 Vgl. August Ruhs: »Die Psychoanalyse geht ins Museum. Oder über das Begehren Bedeutung zu sehen, in: Pazzini, Unschuldskomödien (1999), S. 55-76, hier S. 62.

43 Vgl. Gottfried Korff: »Fragen zur Migrationsmusealisierung. Versuch einer Einleitung«, in: Hampe, Migration und Museum (2005), S. 5-15, hier S. 7.

44 Vgl. J. Baur: »Migration – Kultur – Integration«, S.12-19.

45 Vgl. Michael Fehr: »Überlegungen zu einem »Migrationsmuseum« in der Bundesrepublik«, in: Bernd Wagner (Hg.), Jahrbuch für Kulturpolitik 2009, Essen 2009, S. 265-270, hier S. 269.

46 Vgl. S. Macdonald: »Nationale, postnationale, transkulturelle Identitäten«, S. 128.



entsprechen. Eine derart exotisierende Repräsentationspraxis ist aber auch in Selbstdarstellungen von Migranten anzutreffen.

Dem immateriellen Erbe, wie mündlichen Traditionen und Bräuchen, versucht die UNESCO, zwar seit einigen Jahren zunehmend Rechnung zu tragen. Doch dies führte nur zur Ausweitung des Musealisierungsprozesses, nicht aber zur Reflexion oder Neubewertung der materiellen Überlieferung. Die Verschiebung von einem possessualen zu einem prozessualen Kulturbegriff – wie sie Gottfried Korff vorschlägt – müsste sich auch in den musealen Repräsentationsformen niederschlagen.<sup>47</sup>

## WER SPRICHT?

Auf Grund der mangelnden materiellen Überlieferung – und dies ist eine Parallele zur Arbeiter- und Frauengeschichte – werden für die museale Darstellung von Migrationsgeschichten vielfach lebensgeschichtliche Interviews als historische Quellen herangezogen. Darin ist jedoch nicht nur eine Strategie zu sehen, aus der Not eine Tugend zu machen. Mit individuellen Erinnerungen von Migranten zu arbeiten, bedeutet mehr als bislang vernachlässigte Geschichten zu Gehör zu bringen. Eine besondere Qualität besteht darin, dass die Betroffenen im Erzählen selbst zu Wort kommen: Sie berichten von ihren Erfahrungen, erläutern Objekte und liefern Erinnerungen. Aber auch wenn Migranten ihre Geschichte selbst erzählen, erfährt man nicht, wie es *wirklich* gewesen ist, sondern wie Vergangenes gegenwärtig erinnert wird. Und in der Regel spiegeln die Erzählungen jene Deutungshorizonte wider, die in den jeweiligen sozialen Kontexten dominant sind. In den konkreten Biographien entfaltet sich jedoch oftmals ein vielfältigeres Bild als in den Zuschreibungen, wie sie in den öffentlichen Diskursen vielfach vorgenommen werden.

Zudem beeinflusst das Wissen, dass die Geschichten für eine Ausstellung gedacht sind, unwillkürlich die Narrative. Umso größer ist die Herausforderung, eine Interviewsituation zu schaffen, in der die Gesprächspartner darin bestärkt werden, nicht nur Erfolgsgeschichten zu erzählen, sondern auch der Darstellung von Konflikten, Machtverhältnissen und Ungleichheiten Raum zu geben. Die Arbeit mit Biographien bewegt sich in einem Spannungsfeld von In-Beziehung-Treten und Distanz-Herstellen. Es gilt, einerseits die Erzählenden in ihrer subjektiven Erfahrungswelt zu verstehen und andererseits das Erzählte immer auch vor dem Hintergrund vielfältiger historischer Wissensbestände zu hinterfragen

---

47 Vgl. G. Korff: »Fragen zur Migrationsmusealisierung«, S. 13.

und zu kontrastieren. Doch auch die Interviewer sind ihrerseits wissenschaftlichen und gesellschaftspolitischen Standpunkten verhaftet und bringen Vorannahmen mit, die sich auf die Gesprächsführung auswirken. All dies macht den Umgang mit persönlichen Erinnerungen nicht weniger wertvoll, es bedarf allerdings der Kontextualisierung, um den Konstruktionscharakter deutlich zu machen.<sup>48</sup> Die eigentliche Herausforderung besteht allerdings darin, dies auch in der Ausstellung offen zu legen, um das Publikum nicht in die »Zeitzeugen-Falle« tappen zu lassen. Lebensgeschichten vermitteln individuelle Erfahrungen aus einer Nahperspektive – und vielleicht macht gerade das ihre Attraktivität, mehr noch ihre Verführung aus, denn sie erleichtern damit Empathie und emotionale Teilhabe der Rezipienten. So können die persönlichen Erzählungen von Migranten aber auch Gefahr laufen, Nähe zu simulieren, wo in der gesellschaftlichen Realität ein hohes Maß an Distanz besteht. Dies würde allerdings bedeuten, nicht nur dem Erzählten, sondern auch der Erzählsituation vermehrte Aufmerksamkeit zu schenken, da hier bereits die Auseinandersetzung beginnt. Im Katalog zur Ausstellung *Bewegliche Habe. Zur Ethnographie der Migration*<sup>49</sup> wurden die Erfahrungen in der Feldforschung zum Thema gemacht. Dabei wurde die Frage aufgeworfen, wie man mit derart persönlichen Materialien im Ausstellungskontext umgeht, auch wenn sie dann letztlich offen bleibt.

Die Frage nach dem Konstruktionsprozess der Erzählungen wirft zugleich die Frage nach der Sprecherposition auf. Indem die persönlichen Erinnerungen von Migranten Eingang in Ausstellungen und Museen finden, wird ihren subjektiven Deutungen zwar Gewicht und in gewisser Weise Anerkennung verliehen. Aber bedeutet dies gleichzeitig, dass die Migranten auch die Definitionsmacht über die Geschichtsnarrative haben? Kann von einer gleichberechtigten Teilhabe am kulturellen Erbe gesprochen werden? Sollen Migrationsausstellungen tatsächlich zu einem Perspektivenwechsel einladen, kommt man nicht umhin, Migranten in den Ausstellungsprozess einzubeziehen – allerdings nicht nur als Geschichtenlieferanten, sondern auch als Mitarbeiter an der Ausstellungskonzeption. Dies garantiert zwar nicht, dass die Darstellungen damit authentischer, im Sinne von näher an der »Wahrheit« sind, aber sie könnten mitunter dem vom In-

---

48 Vgl. Dietmar Osses: »Migration und kulturelle Vielfalt: Eine Herausforderung für die Museen«, in: *Museumskunde* 75 (2010) 1, S. 36-40, hier S. 38.

49 Ulrike Bretz/Ludwig-Uhland-Institut für Empirische Kulturwissenschaft (Hg.): *Bewegliche Habe. Zur Ethnographie der Migration*. Begleitband zur Ausstellung im Haspelturm des Schlosses Hohentübingen vom 14. Februar bis zum 16. März 2003, Tübingen: TVV-Verlag 2003.

tegrationsimperativ beherrschten Diskurs andere, unerwartete Positionen entgegensetzen.

Vielen Migranten geht es jedoch nicht um die Repräsentation ihrer spezifischen Geschichte, ihr Anliegen ist es vielmehr, nicht permanent im Kontext von Migrationsgeschichten verortet zu werden. Denn die Anerkennung, auf die sie letztlich abzielen, besteht nicht darin, für alle Zeiten als Migranten repräsentiert und damit fixiert zu sein, sondern als gleichberechtigte Bürger eines Staates wahrgenommen zu werden. Dies würde aber auch implizieren, dass die *Perspektive der Migration* generell in der Geschichtspolitik verankert wird.

Eine ähnliche Debatte wurde auch in Bezug auf Frauenausstellungen geführt. Feministinnen lehnten auf Frauen fokussierte Ausstellungen ab, weil – so ihre Argumentation – diese dazu beitragen würden, die Kategorie Geschlecht in erster Linie mit Frauen in Verbindung zu bringen, während bei der Darstellung von Männerdomänen – sei es in Politik, Wirtschaft oder Kultur – Geschlecht nie eine Rolle zu spielen scheint.

Die Frage nach dem »Wer spricht?« kann also nicht bei der einfachen Differenz zwischen Minderheits- und Mehrheitsbevölkerung stehen bleiben, sie zielt vielmehr auf die Verortung der Sprecherposition. In der feministischen Theorie wurde dafür der Begriff des »situierten Wissens« geprägt. Darunter wird die Einsicht verstanden, immer nur über ein begrenztes Wissen zu verfügen – ein Wissen, das in einem bestimmten Setting, einem konkreten sozialen und erkenntnistheoretischen Kontext verortet ist.<sup>50</sup> Dies wendet sich gegen den körperlosen Blick von nirgendwo, der scheinbare Objektivität für sich in Anspruch nimmt. Es ist unmöglich, die Perspektive eines außen stehenden Betrachters einzunehmen, da das Subjekt der Erzählung – und dies gilt gleichermaßen für Zeitzeugen wie für Historiker – immer schon in die Geschichten eingeschrieben ist.

Die Umsetzung des wesentlich radikaleren Konzepts der *Kontaktzone*, wie es Joachim Baur in Anlehnung an James Clifford vorschlägt, scheint jedoch noch nicht in greifbare Nähe gerückt zu sein.<sup>51</sup> Entworfen wird hier das Bild eines Museums, das diejenigen, deren Kultur und Geschichte es sammelt und ausstellt, umfassend und dauerhaft in seine Operationen einbezieht, was notwendigerweise mit einem Konfliktpotential verbunden ist. Statt die Öffentlichkeit von einer scheinbar gesicherten Position aus erziehen wollen, öffnet sich die Institution

---

50 Vgl. Donna Haraway: »Situierendes Wissen. Die Wissenschaftsfrage im Feminismus und das Privileg einer partialen Perspektive«, in: Sabine Hark (Hg.), *Dis/Kontinuitäten: Feministische Theorie*, Wiesbaden: Verlag für Sozialwissenschaften <sup>2</sup>2007, S. 305-322, hier S. 317.

51 Vgl. J. Baur: *Die Musealisierung der Migration*, S. 358f.

alternativen Perspektiven und Interpretationen. Dabei müsste das Museum ergebnisoffene, verbindliche und wechselseitige Beziehungen mit den Repräsentierten eingehen, ohne die Asymmetrien von Ressourcen und gesellschaftlicher Macht in diesem Verhältnis zu negieren. In welcher Weise sich die Erzählungen dabei verändern würden, ist im Grunde nicht absehbar – nicht zuletzt, da es sich bei den Repräsentierten ebenso wenig um homogene Gruppen handelt.

## NEUE ERZÄHLWEISEN?

Wie bei der Darstellung anderer sozialer Gruppen, besteht die Gefahr, dass es bei der Repräsentation von migrantischen Lebensweisen zur Verfestigung gängiger Zuschreibungen und Klischees kommt. Denn der Blick auf die Unterschiede zwischen den Kulturen trägt dazu bei, die ›Anderen‹ erst zu ›Anderen‹ zu machen – ein Prozess, der mit dem englischen Begriff *othering* trefflich charakterisiert werden kann. Doch werden Phänomene wie Rassismus oder Sexismus zum Thema einer Ausstellung, kommt man nicht umhin, sich innerhalb kategorialer und begrifflicher Bedeutungszusammenhänge zu artikulieren, die eigentlich Gegenstand der Kritik sind. Wenn die (Klischee-)Bilder, von denen man spricht, auch gezeigt werden, läuft die Ausstellung immer auch Gefahr, sie zu wiederholen.

Es gilt also bei der Thematisierung der Einwanderungsgesellschaft nicht nur auf der inhaltlichen, sondern auch der visuellen Ebene nach neuen Erzählungen zu suchen, führten doch Museen und Ausstellungen eine neue Verfügung über Körper und Räume ein, die einen gelehrigen Konsum inmitten dessen bewirken sollte, was sonst vielleicht umstrittener öffentlicher Raum gewesen wäre. Müsste das Museum dann anstelle eines Repräsentationsorts nicht eher zu einem Ort der Befragung, der Verhandlung konkurrierender Lebensentwürfe werden? Vielleicht geht es angesichts von Fremdheitserfahrungen und Verunsicherungen nicht so sehr darum, Nähe und Empathie herzustellen, sondern vielmehr der von Peter Sloterdijk ins Treffen geführten Forderung nach einer »Schule des Befremdens« nachzukommen?<sup>52</sup>

Sharon MacDonald nennt als ein positives Beispiel die Arbeit von Nima Poovaya Smith.<sup>53</sup> Sie wurde 1986 in Bradford/West Yorkshire damit beauftragt,

---

52 Peter Sloterdijk: »Museum. Schule des Befremdens«, in: Frankfurter Allgemeine Zeitung vom 17.03.1989.

53 Vgl. S. Macdonald: »Nationale, postnationale, transkulturelle Identitäten und das Museum«, S. 136ff.

eine Kunstsammlung aufzubauen, die den indisch-pakistanischen Subkontinent repräsentiert. Das Ergebnis dieses Prozesses war schließlich 1997 in den *Transcultural Galleries* in der Cartwright Hall zu besichtigen. Poovaya Smith suchte zwar den Kontakt zu den in Bradford stark vertretenen südasiatischen Bevölkerungsgruppen, war aber – beeinflusst von postkolonialen Theoretikern – weniger an den unterschiedlichen Communities interessiert als an den fließenden kulturellen Grenzen und Identitäten zwischen den sozialen Gruppen. Der Ort Bradford und die Region West Yorkshire standen zwar im Mittelpunkt ihrer Arbeit, aber nicht mit dem Ziel, eine klar umrissene Identität zu konstruieren, sondern die Vielfalt des Ortes zu betonen. Gleichzeitig wurden Themen gewählt, die einen wesentlich weiteren geographischen Raum umspannten.

Dieser Zugang sollte sich auch in der Anordnung der Objekte niederschlagen. Die Artefakte wurden nicht nach Kulturen angeordnet und auch nicht in eine übergreifende historische Erzählung eingebettet. Die Besucher mussten sich die Storyline der Ausstellung – im wahrsten Sinne des Wortes – schrittweise erschließen. Denn die Ordnung der Dinge war nicht auf den ersten Blick zu erfassen, hinter jeder Raumecke konnte sich eine neue Perspektive eröffnen. Auf diese Weise sollte das Publikum im Gehen ständig wechselnde Blickwinkel performativ nachvollziehen. Poovaya Smith setzte daher an die Stelle gängiger Ordnungsschemata, wie jenes der Abgrenzung und Klassifizierung, das Prinzip der Beziehung. Dabei sollten allerdings nicht irgendwelche zugrunde liegende Relationen zu Tage gefördert werden, Beziehung wurde als eine Art suggestive, manchmal auch witzige und ironische Zufallsentdeckung begriffen. So konnten diverse Exponate ein Thema umkreisen oder auf Grund formaler Ähnlichkeiten in Verbindung stehen, doch immer galt es, verschiedene Standpunkte und Perspektiven in einen Zusammenhang zu bringen. Die Ausstellungsteile gingen nahtlos ineinander über, so dass die Exponate je nach Standpunkt in unterschiedlichen Beziehungszusammenhängen gesehen werden konnten. Die inhaltliche Neuorientierung sollte sich also auch in den konkreten Präsentationsweisen widerspiegeln.

Auch das *Projekt Migration* suchte nach neuen Repräsentationsformen: Ziel der unterschiedlichen Visualisierungsformen war es, die evidenten Bilder der Migration zu verweigern und stattdessen den Bildfundus der Migration zu befragen, zu erweitern, zu stören, zu irritieren oder einfach offenzulegen. Die Technik der Montage unterschiedlicher Repräsentationskontexte sowie die Verbindung von Kunst und Wissenschaft wurde zum Programm, da weder die dokumentari-

sche Beweisführung oder die privaten Erinnerungen noch die künstlerischen Arbeiten alleine eine neue Erzählfigur zu etablieren vermögen.<sup>54</sup>

Versteht man die Institution Museum als heterotopen Ort<sup>55</sup>, könnten Ausstellungen ausgehend von der Analyse vorherrschender Visualisierungspraktiken ein Experimentierfeld für die Entwicklung neuer Darstellungsformen sein. Denn wie geschieht visuelle Minorisierung und Majorisierung? Wie sind museale Repräsentationen an der Aufrechterhaltung eines visuellen Status quo beteiligt? Aber ebenso wichtig ist die Fragestellung: Wie können minorisierte Existenzweisen und Subjektpositionen anerkennend zur Anschauung gebracht werden, ohne dass durch die Art der Darstellung bestehende Klischeevorstellungen bestätigt werden?<sup>56</sup>

Dennoch ist bei der musealen Repräsentation von Migrationsgeschichten zu bedenken, dass dem Format Museum – auch wenn Ausstellungen im Zeichen von Emanzipation oder sozialer und kultureller Anerkennung konzipiert werden – ein kolonialer Gedanke zutiefst eingeschrieben ist und daher die Gefahr besteht, Migranten gewissermaßen einer erneuten Kolonialisierung zu unterwerfen. Daran ändern auch die Forderungen nach Partizipation oder aktiver Beteiligung nichts, solange das Museum seiner Struktur nach konventionell, also als repräsentative Institution angelegt ist.<sup>57</sup>

---

54 Vgl. Marion von Osten: »Auf der Suche nach einer neuen Erzählung. Reflexionen des Ausstellungsprojekts ›Projekt Migration‹«, in: Nathalie Bayer/Andrea Engl/Sabine Hess/Johannes Moser (Hg.), Crossing Munich. Beiträge zur Migration aus Kunst, Wissenschaft und Aktivismus, München: Schreiber 2009, S. 90-93, hier S. 92.

55 Heterotopien sind nach Michel Foucault Orte, die er als Gegenplatzierungen oder Widerlager beschreibt, tatsächlich realisierte Utopien, in denen die wirklichen Plätze innerhalb der Kultur gleichzeitig repräsentiert, bestritten und gewendet sind.

56 Vgl. J. Schaffer: Ambivalenzen der Sichtbarkeit, S. 35.

57 Vgl. Michael Fehr: »Überlegungen zu einem ›Migrationsmuseum‹ in der Bundesrepublik«, in: Bernd Wagner (Hg.), Jahrbuch für Kulturpolitik 2009, Essen 2009, S. 265-270, hier S. 269.